



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Schiller's Heimathjahre

Kurz, Hermann

Stuttgart, 1879

2.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47802](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47802)

„Was? der Herzog? eine Predigt?“

„Ja, und der Herr Pfarrer soll sie vorlesen. Es ist ein großmächtiger Bogen.“

„Dummes Pecum! was ist das für ein confuser Durcheinander!“ rief der Schulmeister. „Hast du den Herzog gleichsam gesehen?“ fügte er ängstlich hinzu.

„Nein,“ erwiderte das Mädchen, „er ist noch nicht da, aber er werde gleich kommen. Eilet doch, daß der Herr Pfarrer nicht warten muß.“

Der Schulmeister begab sich kopfschüttelnd auf den Weg. „Was mag denn das sein?“ fragte einer der Bauern. — „Ach, was wird's weiter sein?“ brummte ein anderer, „eine neue Steuer! die lauft uns nicht davon.“ — Sie gingen dem Schulmeister langsam nach, und unser Pärchen folgte voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

2.

Von Gottes Gnaden Carl Herzog zu Wirtemberg und Teck &c. Unsern Gruß zuvor, Liebe Getreue! Wir lassen Euch anliegendes gnädigstes Rescript, welches Unsere landesväterliche zärtliche Gesinnungen gegen Unsere liebe und getreue Unterthanen, aus Gelegenheit Unseres durch die Gnade des Allmächtigen heute erlebten funfzigsten, mithin halbjahrhundertjährigen Geburtstags ausdrückt, mit dem gnädigsten Befehl zugehen, solches Euren Amtsuntergebenen mittelst Ablejung von den Kanzeln in einem abhaltenden Gottesdienst bekannt zu machen, und verbleiben Wir übrigens Euch in Gnaden gewogen.

Carl. S. J. W.

Hartmann's Rescripten-Sammlung.

Die Gemeinde hatte sich, etwas verwundert über den ungewöhnlich frühen Anfang des Gottesdienstes, nach und nach versammelt, der Schulmeister hantirte auf der alten Orgel, daß es in allen Gewölben der Kirche widerhallte. Heinrich hatte im Pfarrstuhl hinter Lottchen Platz genommen

und vergnügte sich, den Kopf ihrem Nacken so nahe, als es möglich und schicklich war, zu bringen und den Duft ihrer Locken einzuathmen; als aber die Orgel schwieg und die ehrwürdige Gestalt des alten Pfarrers auf der Kanzel erschien, von weißen Haaren umflossen, richtete er sich schnell auf und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der Greis redete ein kurzes einleitendes Wort über die christliche Versöhnlichkeit, welche Jeder gegen den Andern zu üben habe, ging dann auf das Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan über und setzte auseinander, daß auch diese bei der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen viel Ursache haben, einander liebevoll zu ertragen, die Unterthanen aber um so mehr sich ihrer Pflichten erinnern sollen, wenn der von Gott ihnen gegebene Herrscher selbst und aus freien Stücken seine Unvollkommenheit bekenne. „Nicht alle,“ fuhr er fort, „werdet ihr's vergessen haben, daß wir vor wenigen Tagen, als am fünfzigsten Geburtstag unseres Landesherrn, um seine fernere Erhaltung beteten; laffet uns nicht vergessen, daß er ein Lebensziel erreicht hat, wo das Herz sich ernsteren Gedanken erschließt und täglich auf den Ruf seines Herrn und Richters harret; laffet uns unsere Herzen so gegen ihn stimmen, daß es Gott wohlgefällig sei. — Und nun vernehmet,“ sprach er nach einer Pause, „was der Herr unsrem Herrn an seinem Geburtstag ins Herz gegeben hat, vernehmet die Worte, welche unser Fürst durch mich an euch richtet, seine eigenen Worte, die ich euch hiemit nach seinem Willen und Befehl vorlesen werde.“

Darauf entfaltete er ein Papier und las:

„Gott, von dem alles Gute kommt, und ohne welchen nichts Gutes kommen kann, haben wir es zu verdanken, daß durch seine Güte Unsre Lebensjahre mit dem heutigen Tage sich auf funfzig, mithin ein halbes Jahrhundert, erstrecken, wobei er Uns besonders seine Gnade verliehen, Unserem so vorzüglichen Berufe gemäß, Dasjenige mit guten Kräften und Gesundheit bishero ausführen zu können, was nicht allein

Unsere Regentenpflichten mit sich gebracht, sondern auch was Wir zum wahren Besten Unserer lieben und getreuen Unterthanen nach Unserer landesväterlichen Obliegenheit von Zeit zu Zeit für dienlich befanden.

„Da Wir aber Mensch sind und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben und auch für das Künftige bleiben müssen, so hat es nicht anders sein können, als daß theils aus angeborener menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamem Kenntniß und sonstigen Umständen, sich viele Ereignisse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jezo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig, denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Recht denkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, für beständig heilig sein und bleiben sollte.

„Wir sehen den heutigen Tag als eine zweite Periode Unseres Lebens an, Wir sehen den heutigen Tag als einen erneuerten Geburtstag der Liebe, des Gehorsams, der Treue, des Vertrauens Unserer lieben und getreuen Unterthanen an, ja, Wir sehen ihn an, diesen Tag, als von Gott geschenkt, um alle Unsre wahrhaft getreue Diener und alle Uns so nahe am Herzen liegende liebe Unterthanen landesväterlicher Gnade, Huld und Vorsorge versichern zu können.“ —

Heinrich hatte mit steigendem Staunen zugehört; der volle Eindruck dieses Augenblicks, in welchem ein Fürst sich vor seinem Volke demüthigte, stürmte so mächtig auf sein junges Herz ein, daß er sich kaum ruhig an seinem Plaze zu halten vermochte: er bewegte sich hin und her und sah unverwandt mit weit offenen Augen nach der Kanzel. Das ist mehr als fürstlich! rief es jubelnd in ihm; das ist einzig in der Geschichte! Welch eine Erhebung gehörte dazu, diesen Schritt zu thun! Ihm war, als sei einer von den großen Tagen des Alterthums heute leuchtend niedergestiegen, und sein Herz wogte in stolzer Freude, als er nun die Vorsätze

und Verheißungen vernahm, welche das Bekenntniß des Herzogs aussprach: „Sorge für die Wohlfahrt des Staats, Ausübung der lautersten Gerechtigkeit, persönliche Sicherheit, Abhelfung jedes Nothstandes, die genaueste Aufsicht über den Verbesserungsstand der Einzelnen und Gesammtheiten,“ lauter Dinge, die, obwohl sie ohne Weiteres zu den ersten Pflichten eines Regenten gehören, doch bis jetzt so vielfach waren vernachlässigt worden, daß es dem Volke zur Hoffnung und Beruhigung dienen mußte, sie vom Herzog bei einer so feierlichen Veranlassung nennen zu hören.

Jetzt aber nahm der Vortrag eine andere Wendung, und die Freudenfeuer erloschen nach und nach auf Heinrichs Gesichte. Der Herzog sprach jetzt sehr nachdrücklich von den Pflichten der Unterthanen gegen ihn, und dieses Thema war unermüdlich mit hundert Variationen durchgeführt. „Wie kann man doch,“ rief unser ungeduldiger junger Freund bei sich, „wie kann man doch die schöne Wirkung eines großen Wortes so ganz vernichten! Versteht sich denn nicht von selbst, daß ein solches Bekenntniß, eine solche Erklärung dem Fürsten die Herzen des Volkes zuwenden muß? Wie unpassend ist es, noch Ermahnungen hinzuzufügen!“ — Dann störte ihn noch etwas: der Stil des Rescripts schien ihm zu phrasenreich, ein Wort reihte sich an das andere, eine Chrie folgte der andern, aber alle nur um wieder Dasselbe zu besagen. Nun, er rechtfertigt das Prädikat, das er sich gegeben, dachte Heinrich, er zeigt, daß er ein Gesalbter dieser Erde ist, denn er redet mit unendlicher Salbung.

„Mit diesen gemeinschaftlichen Gesinnungen, mit diesem festen unabänderlichen Vorsatz muß es Herrn und Lande wohlgehen. Wir, als Landesherr, wiederholen es nochmals und wiederholen es mit dem allergrößten Vergnügen aus der reinen Quelle der Gott gefälligen Wahrheit, daß der heutige Tag Unserer zweiten Lebensperiode ein Tag der Freude für Uns sein solle, wenn Wir von Neuem die Herzen aller Unserer lieben und getreuen Diener und Unterthanen an Uns

gezogen zu haben glauben können, und wie getrost muß jeder Unterthan leben können, wenn er in seinem Landesherrn einen sorgenden, einen getreuen Vater verehren kann. Ja, Wirtemberg muß es wohl gehen. Dies sei fürs Künftige auf immer die Lösung zwischen Herrn, Dienern und Unterthanen!" — So schloß das Rescript, das von der Gemeinde mit Bewunderung angehört worden war.

Heinrich nahm sich keine Zeit, zu beobachten, welchen Eindruck das merkwürdige Sündenbekenntniß mit seinen Klauseln auf die Illinger gemacht; er brannte nach einer Unterredung mit dem Pfarrer, und als der Schlußvers zu Ende gesungen war, worauf der Schulmeister ein gewaltiges Donnerwetter auf der Orgel erhob, eilte er mit Lottchen in das Pfarrhaus zurück, wo man dem alten Herkommen gemäß, das sich nicht nach der Tageszeit, sondern nach dem Schlusse des Gottesdienstes richtete, alsbald zu Tische ging.

Lottchen nahm zuerst das Wort. „Papa," sagte sie, „ich habe heute eine wahre Todesangst ausgestanden, bis ich die Sache endlich begriff und glaublich fand; es war mir so unerwartet, daß ich erschraf und, so toll und dumm der Gedanke auch war, anfangs immer meinte, es sei eine Erfindung von Ihnen, und Sie wollten dem — den Illingern einen Possen spielen.“

Der Greis lächelte und sagte: „Das gäbe einen lustigen Streich, wenn irgendwo im Land ein Beamter auf der gleichen Meinung wäre und ließe nun den Geistlichen dafür festnehmen. Ich gestehe übrigens, daß auch ich im ersten Augenblick so überrascht war, daß ich unwillkürlich sogleich in die Kirche läuten ließ. Was sagst denn du zu diesem Manifest, Better Heinrich?" fragte er, „du bist doch sonst immer mit deinem Votum bei der Hand.“

Heinrich schilderte die wechselnden Empfindungen, welche sich in der Kirche seiner bemächtigt hatten, und sprach seinen Aerger über die unverhoffte Wendung des Rescripts mit Heftigkeit aus.

„Insofern die liebe Jugend aus dir spricht,“ erwiderte der Pfarrer, „hast du nicht Unrecht; aber du mußt bedenken, daß das Rescript nicht allein für dich abgefaßt ist, sondern für ein großes Publikum, welches eine solche edelmüthige Erklärung, wie du sie verlangst, gar gröblich mißverstanden hätte; Hundert auf Einen hätten geglaubt, der Herzog wolle zu Kreuze kriechen, und das ist das Letzte, was ein Regent, selbst dem bloßen Scheine nach, thun darf. Der Herzog hat ganz Recht gehabt, durch diesen Zusatz seine Würde zu wahren; ich würde an seiner Stelle die ganze Sache unterlassen haben, sie mag vor den Augen des denkenden und fühlenden Menschen so schön erscheinen, als sie will.“

„Sie würden sich auch keine Veranlassung zu einem solchen Schritte gegeben haben, Papa!“ sagte Lottchen.

„Wir wollen nicht richten und uns nicht erheben,“ versetzte der ehrwürdige Alte.

Doch schien die ungewöhnliche Kundgebung des Fürsten, obgleich er sie um der Autorität willen nicht ganz billigte, sein Herz tief ergriffen zu haben. Er war anfangs still und bewegt, wurde aber allmählig heiter. Nach Tische ließ er eine Flasche Fünzfziger heraufholen und schenkte drei Gläser ein. „Du mußt heut auch mittrinken, Lottchen!“ rief er. „Es ist fürwahr ein seltener Tag. Wir wollen den Schöpfer in seiner Gabe loben, daß er dem Landesherrn so gute Gesinnungen eingegeben hat.“

Lottchen sah den Vater, dem das Schicksal des Landes über persönliche Angelegenheiten und geheime Wunden ging, freudig staunend an und rief mit erhobenem Glase: „Nun denn, so will ich den Trinkspruch ausbringen! Es lebe der Herzog!“

„Hoch!“ riefen der Greis und der Jüngling und stießen mit dem Mädchen an; die Gläser klangen hell, der Wein funkelte in der freundlichen Mittagssonne.

„Jetzt bring du etwas Gutes aus, Heinrich!“

Der Jüngling bedachte sich und blickte einen Augenblick

sehnsüchtig nach Lottchen hinüber; auf einmal aber nahm er sich zusammen und rief: „Wirtenberg für immer!“

„So recht!“ rief der Pfarrer, „möge es grünen und wachsen und immer das Vaterland wackerer Männer sein! möge das alte Sprüchwort ewig gelten: möge Keiner dieses Land verderben wollen und Keiner es verderben können, wenn er auch wollte!“

Eine andächtige Pause entstand, dann fuhr der Alte mit fröhlichem Tone fort: „Jetzt ist's an mir! Unsere ersten Pflichten haben wir erfüllt, Fürst und Land sollen unsre ersten Wünsche bleiben. Einem alten Manne mag es erlaubt sein, den dritten hinzuzufügen und auf sich, auf sein eigenes Haus zurückzublicken.“ — Er nahm sein Sammtkappchen ab. „Gott,“ sagte er, „hat mir viel Gutes gegeben, er sei dafür gelobt! Er hat mir viel Schmerzen zugebracht, er sei doppelt dafür gelobt! Er hat mir großen Trost und reiche Freude für mein Alter vergönnt, und er sei dreifach dafür gepriesen! Guter Gott, verzeih mir, wenn ich heute meinen Vaterstolz nicht überwinden, meine Vaterfreude nicht zügeln kann! Blick' auf dieses gute Kind, das mir noch nie einen Kummer gemacht hat, auf die einzige Freude eines alten Mannes, segne sie, gib ihr, was ihr sanftes Herz verdient, und führe sie väterlich, wenn ich nicht mehr bin, mit deinem Schutz auf ebenen Pfaden durchs Leben!“ — Die Stimme brach ihm, er faßte sich gewaltsam und rief: „Nun herzhaft auf mit den Gläsern, mein Lottchen soll leben!“

Mit gesenktem Haupte und Thränen in den Augen erhob Lottchen ihr Glas, Heinrich aber fuhr in die Höhe und stieß so heftig mit ihr an, daß das seinige mit einem gellenden Klange zersprang. „Gilt nichts!“ rief er, die üble Vorbedeutung abwehrend, „ich halte das Glas noch fest in der Hand, es ist nichts verschüttet.“

„Wie, liebes Kind!“ sagte der Pfarrer zu Lottchen, die ihren Schrecken nicht verbergen konnte, „du wirst doch

nicht so abergläubisch sein —? Was hat es denn auf sich, daß der Brausewind da angestoßen hat wie ein Hammer-schmid? Wenn das Zerspringen eines Glases etwas bedeuten könnte, so stünden alle unsere Gesundheit auf schwachen Füßen."

Lottchen seufzte tief.

"Und überdies," fuhr der Vater lächelnd fort: "wenn denn ja dem Märchen sein Recht widerfahren soll, so gehst du auf jeden Fall frei aus. Der Wildfang hat sein eigenes Glas zertrümmert, und wenn sich das Schicksal für diese Scherben rächen will, so ist er das Opfer; mag er's denn büßen."

"Nein, er nicht!" rief Lottchen so leidenschaftlich, daß der Alte, auf einmal aufmerksam geworden, das Paar abwechselnd mit scharfen Augen ansah.

Das verrätherische Blut schoß ihnen in die Wangen, sie fühlten, daß nichts mehr zu verbergen war. Heinrich faßte sich ein Herz und stand auf: "Jetzt oder nie!" rief er feierlich, "ja, ich will es bekennen, Lottchen hat mir ihr Herz gegeben, sie will ihr Schicksal an das meine knüpfen."

Der Pfarrer wiegte langsam und bedenklich das Haupt. "Und deine hochfliegenden Plane?" fragte er endlich. "Ich glaube, du habest das Gewand der Demuth für immer abgelegt, und dein Sinn sei weltlich, wie deine Tracht."

"Ich bin mit der Welt im Reinen," erwiderte Heinrich, "ich verlange nichts mehr von ihr; hier, in dieser friedlichen Einsamkeit, in ländlicher Stille will ich den Kreis meiner Thaten finden, an der Seite dieses unschuldigen Kindes will ich meine Tage verbringen. Nehmen Sie mich auf, theurer Vater, machen Sie uns glücklich und heißen Sie mich Ihren Sohn!"

Der Pfarrer stützte das weiße Haupt auf die Hand und sah ernst nach seiner Tochter hinüber. "Ist Das alles so?" fragte er, "und bist du damit einverstanden, Lottchen?"

Lottchen wagte nicht aufzublicken und flüsterte ein leises "Ja."

„Also hinter dem Rücken des Vaters?“ sagte er mit einem schmerzlichen Blick.

Das Mädchen sprang auf und beugte sich weinend über seine Hand: „O verzeihen Sie, liebster Vater! Ich hoffte auf Ihre Zustimmung, Heinrich hat mich so lieb, er meint es so gut mit mir!“

Der Pfarrer schwieg lange und sagte dann mit großer Rührung: „Nun, Gottes Wille geschehe, ich will euch nicht trennen, da Er's einmal so gefügt hat.“

„Sie geben es zu, Vater?“ rief Heinrich.

„Ja, nimm sie und laß dir diese Stunde für immer wichtig sein. Ich vertraue mein Kleinod mit Furcht und Hoffnung deinen Händen; du bist ungestüm und feurig, lieber Sohn, und ich fürchte, es werde dir Mühe kosten, im Einfachen und Wechsellosen zu beharren. Du siehst, wie hier ein Tag sich ruhig an den andern reiht, ohne einen außerordentlichen Augenblick zu bringen; bedenke dich wohl, ob ein solches Glück dir genügen kann, das so einfach schmeckt, wie das liebe Brod.“

„O gewiß!“ rief Heinrich, „ich kenne mich genau! Diese Stille wird mich glücklicher machen als das verworrene Weltleben, und Lottchens Liebe soll mir jede Stunde würzen.“

„Das gebe Gott!“ versetzte der Greis, „aber das Leben hat gar viele Stunden. Erwäge den Schmerz dieses armen Kindes, mein Sohn, erwäge den Jammer eines alten Mannes, der mit Verzweiflung in die Grube fahren würde, wenn er sein Kind an einen Unzufriedenen geworfen hätte. Tritt lieber zurück, so lang es noch Zeit ist; ich will dir nicht grollen, wenn du jetzt dein Wort zurücknimmst.“

Die Versicherungen und Schwüre, welche Heinrich dem besorgten Vater entgegenhielt, beruhigten diesen, die Liebenden umarmten einander, und er segnete und küßte sie. „Jetzt aber verlaßt mich, meine Kinder!“ sagte er, „geht in den Garten, ich muß eine Weile allein sein.“

Als nach einigen Stunden die kleine Familie wieder

versammelt war, wurden die Verlobungsringe gewechselt und die Zukunft in heitern Gesprächen erwogen. „Ich will jetzt auch gestehen,“ sagte der Greis, „warum ich so lange keinen Gehilfen angenommen, den ich doch nothwendig haben muß, da ich mehr und mehr der Ruhe bedarf.“ — Er sah lächelnd seine Tochter an; „diese jungen geistlichen Herren haben un- gemein weiche Herzen,“ fuhr er fort, „und können nicht acht Tage mit einer Pfarrerstochter unter Einem Dache leben, ohne Feuer zu fangen. Nun, wir haben ein Beispiel. Ich erinnere mich auch eines Jugendfreundes, der dieselbe Erfahrung machte; wir waren Vicare in zwei benachbarten Dörfern, mein Pfarrer war kinderlos, der seinige hatte aber zwei Töchter, die mit überflüssig großen Nasen begabt waren. Wir kamen häufig zusammen, und wenn ich ihn etwa mit seinen Hausgenossinnen necken wollte, rief er lachend: *per varios nasus, per tot discrimina rerum*. Nach einiger Zeit aber sagte er bedenklich: „Du, ich weiß nicht, was ich davon halten soll, die Nasen kommen mir nicht mehr so groß vor, es ist, als ob sie täglich um etwas eingingen; ich fürchte, ich fürchte! Aber gib nur Acht! Wenn sie mir einmal vor- kommen wie gewöhnliche Nasen, dann geh' ich fort, oder ich bin verloren.“ Und wirklich meldete er sich bald hernach auf einen andern Dienst, und ich verlor einen angenehmen Gesellen.“

Das Brautpaar wollte nicht aus dem Lachen kommen, und der Pfarrer fuhr fort: „Solche Besorgnisse gingen mir durch den Kopf, wenn ich die Last meines Amtes und meines Alters fühlte; ich wollte mein Töchterchen doch nicht dem Ersten Besten, den man mir von Stuttgart zuzuschicken für gut fände, in die Hände liefern. Nun, jetzt hat man mich auch nicht gefragt. Um aber endlich ein ernsthaftes Wort zu reden, will ich euch meinen Plan mittheilen. Ich habe an das Consistorium geschrieben —“

„Liebster Vater!“ rief Lottchen und küßte ihm mit Innigkeit die Hand.

„Nur ruhig!“ rief er, „es geschieht ja nicht für dich allein. Ich wünsche bald zur Ruhe gesetzt zu werden, und wenn dann mein Herr Amtsnachfolger die Güte haben will, mich alten untauglichen Mann bei sich zu behalten, so werde ich dafür gebührender Maßen dankbar sein und mich immer als ein stiller, verträglicher Hausgenosse auführen.“

Das Pärchen jubelte bei diesen Worten. „So gingen denn,“ sprach der Greis weiter, „unsere Angelegenheiten den gewöhnlichen geistlichen Gang. Jetzt aber eine profane Frage: Du kannst doch reiten, mein Sohn?“

„Für einen lateinischen Ritter,“ erwiderte Heinrich, „hab' ich immer eine ziemlich passable Figur gemacht. Aber darf ich fragen, wie meine Ritterschaft hier ins Spiel kommt?“

„In dieser Voraussetzung,“ fuhr der Pfarrer fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, „hab' ich das Pferd des Schmids für dich bestellt; es ist ein frommer und anständiger Bucephalus, nur muß man sich's nicht einfallen lassen, mit ihm durch die Straßen von Stuttgart courbettiren zu wollen. Der Peter begleitet dich selbst, um für den Fall, daß du aufgehalten werden solltest, das Pferd wieder zurückzubringen.“

„Aber was soll ich denn in Stuttgart?“ fragte Heinrich verwundert.

„Nun was? den Brief überbringen und dich den Herren vorstellen. Ich habe zwar allen Grund zu glauben, daß sie mein Gesuch nicht unberücksichtigt lassen werden, aber sie können doch prätendiren, einen jungen Mann, den ich ihnen empfehle, persönlich zu sehen.“

Heinrich bewegte sich unruhig auf seinem Stuhle hin und her: „O dieses Stuttgart!“ rief er, „ich bin jetzt so gar nicht gestimmt, dahin zu gehen, jetzt, da ich die ersten reinen Tage meines Glücks genießen möchte.“

„Ich will nicht hoffen,“ versetzte der Pfarrer mit einiger Ungeduld, „daß meine Besorgnisse jetzt schon in Erfüllung gehen. Wenn du deine Braut wahrhaft liebst, so wirst du

doch eine kleine Unbequemlichkeit und ein paar Tage der Entbehrung nicht so hoch anschlagen. Es ist mir zwar lieb, daß du nicht gern in die Residenz gehst, aber was sein muß, muß sein. Ist das vorbei, so darfst du zurückeilen, so sehr du willst; du sollst gleich nächsten Sonntag deine zweite Predigt hier halten. Ich kann dir die tröstliche Versicherung geben, daß die Gemeinde mit der ersten zufrieden war, obgleich du sie nur aus Gefälligkeit und bei damals noch ganz andern Vorsätzen übernommen hast."

Heinrich wagte keine weitere Widerrede, aber er fühlte sich sonderbar beengt, es war ihm, als sähe er Dämonen, die ihn von jener Straße zurückwinkten.

Der Abend wurde in stiller Traulichkeit verbracht. Nachdem der ehrwürdige Pfarrer zu Bette gegangen war, setzte sich Lottchen hin und schrieb einen Brief, den der Freund, wie sie ihm auf die Seele band, ihrer Schwester Amalie in Stuttgart persönlich übergeben sollte.

"Wie? in Stuttgart ist sie?" sagte Heinrich. "Ich gestehe, daß ich bis heute kaum etwas von ihrem Dasein gewußt habe. Als deine Schwester will ich sie lieb und werth halten, und nicht aus Gleichgültigkeit hab' ich's unterlassen, dich nach ihren Begebenheiten zu fragen."

"Es ist lange her und eine traurige Geschichte," versetzte Lottchen mit gesenktem Blick, "laß mich davon schweigen. Unsrer Mutter war kurz zuvor gestorben, und ich war noch ein Kind, aber es ist mir unvergeßlich, wie der Vater mit feurigen Augen und mächtiger Stimme vor dem Herzog stand. Später hat mir die alte selige Marthe erzählt, was er ihm sagte, denn er sprach nie davon. Der Herzog hatte ihn versöhnen wollen und ihm eine Gnade angeboten. Kann mir das meine Ehre wieder geben? rief er, um Gnade bitt' ich Jhn, vor dem auch Sw. Durchlaucht nur ein armer Sünder sind. — Der Herzog ritt bestürzt hinweg."

"Und Amalie?"

"Kurze Zeit darauf kam ein angesehenener, junger Mann,

der um sie anhielt. Der Vater gab sie ihm, ohne ihn eines Blicks zu würdigen. Jetzt lebt sie mit ihm in Stuttgart; er steht in einem ehrenvollen Amt und ist wohlwollend gegen sie, aber sie fühlt sich nicht glücklich. Des Vaters Angesicht hat sie nicht wieder gesehen, alle Mittheilungen gehen durch mich. Er hat noch immer viel Liebe und Theilnahme für sie, aber er spricht selten von ihr. Der Herzog ist ihm sehr gnädig gesinnt; Amalie schrieb mir sogar einmal, er habe ihn zu seinem Hofprediger machen wollen, aber der Vater habe es abgelehnt; gegen mich hat er nie etwas davon geäußert. — Ach, die gute Schwester! Geh doch nur gleich zu ihr und sei recht freundlich, sie bedarf's, und es wird ihr wohl thun, wieder an die Heimath erinnert zu werden."

Heinrich versprach's mit Mund und Hand, und die Liebenden saßen noch ein Stündchen unter traulichem Rosen beisammen. Küsse erstickten endlich das Gespräch, und es trat jene Pause ein, von der man zu sagen pflegt, daß ein Engel durchs Zimmer gehe. Aber es war einer von denen, die, zwischen guten und bösen in der Mitte stehend, Ahnungen, Warnungen und Sorgen in die schwankende Seele des Menschen legen. Heinrich konnte sich einer nie gefühlten Bangigkeit beim Gedanken an die bevorstehende kurze Reise nicht erwehren; auf einmal fühlte er auch, wie sein Liebchen, von einem Schauer ergriffen, in seinen Armen erbehte. „Was ist dir, Lottchen?“ fragte er erschrocken.

„Ach Gott, das Glas!“ rief sie erbleichend, „das haben wir ganz vergessen. Wir hätten uns nicht gleich auf diesen Unfall verloben sollen.“

Heinrich mußte lächeln; seine eigene abergläubische Regung verschwand vor dem Wahne, der ihm so geringfügig erschien.

Es gelang ihm nach und nach, sie zu erheitern. Sie überließ sich harmlosen Scherzen, und als Heinrich gute Nacht nahm und schon in der Thüre stand, sang sie ihm nach:

Jetzt geh i nach Stuggart
 In d'Hofapothet
 Und kauf mir a Mittel,
 Daß d'Liebe vergeht!

Heinrich griff auf seinem Zimmer zur Flöte, öffnete das Fenster und blies die Melodie des Liedes hinaus. Lottchen, deren Fenster unter dem seinigen war, mischte sich darein, und es gab noch einen scherzhaften Zank. Endlich schloß sie das Fenster, er hörte sie zu Bette gehen und sah noch lange, vom Nachtfrost durchschauert, in den Garten hinaus, wo das klarste Mondlicht auf den Bäumen weilte. „Holdes Bild meines Glücks,“ rief er, „sanfte mondbeglänzte Gegend! Ich scheide nur auf kurze Zeit, und wie bald, wie fröhlich werd' ich dich wieder grüßen!“

3.

Sehr klug! Wir werden erst die Reise machen müssen
 Goethe, Faust.

Kleine Steine, die gegen das Fenster geworfen wurden, erweckten unsern Freund am andern Morgen früh; er sah hinaus und erblickte unten den Schmid, der ihm leise zurief: „Der Tag bricht an, das Pferd wartet schon am Gartenzaun!“ — Schnell war Heinrich reisefertig und schlich sich aus dem stillen Haus; in seiner Briefftasche trug er die Eingabe des Pfarrers an die Kirchenbehörde und Lottchens Brief an ihre Schwester. Empfehlungsschreiben an befreundete geistliche Magnaten hatte der alte Herr beizulegen nicht vergessen.

„Wir bekommen gutes Reisewetter, Herr Vicarius!“ redete der Schmid ihn an, und Heinrich bot ihm freundlich einen guten Morgen. Dann stieg er auf, konnte aber nicht